

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich **Mr. 1.60.** Monatlich **55 Pfg.** Postzeitungsliste Nr. 4069 a. G. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeilzeile oder deren Raum **15 Pfg.**, für Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur **10 Pfg.**, auswärtige Anzeigen **20 Pfg.** Inzerate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 142.

Dienstag, den 22. Juni 1897.

4. Jahrgang.

## Mitbürger! Genossen! Agitiert eifrig für die bevorstehenden Bürgerchaftswahlen!

Hierzu eine Beilage.

### Schlachtflotte in Sicht.

Der neue Staatssekretär im Reichsmarineamt hat seinen Posten nunmehr angetreten und die politische Welt harret gespannt der Dinge, die da kommen sollen. Wir müssen gestehen, daß es uns ziemlich gleichgültig ist, ob der Staatssekretär Hollmann oder Tirpitz heißt. Die Flottenpläne bestehen und der Staatssekretär im Reichsmarineamt kann nicht bestehen, wenn er diese Pläne nicht fördern will.

Herr Tirpitz hat gleich den Ruf mitgebracht, daß er ein eifriger Förderer der „uferlosen“ Marinepläne sei. Daß er eine Vermehrung der Flotte wünscht, ist selbstverständlich; als Marinesoldat von Beruf will er die Flotte möglichst groß und glänzend sehen, grade wie die Offiziere des Landheeres dieses möglichst groß sehen wollen. Jene Offiziere, welche seinerzeit die Flottenvermehrungspläne von sich wiesen mit dem Bemerkten, die Flotte genüge zur Küstenverteidigung, waren, wie Graf Caprivi, eben „Landratten“, die an keine kriegerischen Fahrten nach fernem Meeren dachten; Herr Tirpitz aber ist Seemann und da denkt man schon eher an so etwas.

Neuerdings hat eine gewisse Presse sich bemüht, den gegenwärtigen Staatssekretär im Reichsmarineamt als einen Mann zu charakterisieren, dessen Wünsche in Bezug auf die Flottenvermehrung sehr bescheiden seien; man ging sogar so weit, zu behaupten, die Wünsche des neuen Staatssekretärs gingen über das, was die Mehrheit von „vaterlandlosen Gesellen“ im Reichstage bewilligt hat, nicht allzu hoch hinaus. Was man mit der Ausstreumung solcher Nachrichten, deren Unwahrheit auf der Hand liegt, bezweckt, ist uns unerfindlich. Will man die durch die Flottenpläne beunruhigten Steuerzahler damit einlullen? Das Erwachen würde doch nur um so unangenehmer sein.

Man behauptet, Herr Tirpitz wolle sich nicht auf die Herstellung einer starken Kreuzerflotte verlegen, sondern vor Allem die Schaffung einer großen Schlachtflotte von Panzerschiffen in's Auge fassen. Aber da kommen wir ja aus dem Regen in die Traufe. Ist denn etwa die Schaffung einer großen Schlachtflotte von Panzerschiffen weniger kostspielig als die Erbauung einer Kreuzerflotte? Und ist es nicht „uferlos“, wenn man von einer „großen“ Schlachtflotte spricht? Was sollen all' die Winkelzüge in der Presse? Wir sind sicher, daß ein Mann in das Reichsmarineamt eingetreten ist, der die Flottenpläne wieder aufnehmen wird, und was er zunächst will, werden wir bald erfahren. Es ist bezeichnend, daß zugleich Herr von Miquel in den Vordergrund der inneren Politik tritt, nachdem er sich längere Zeit im Hintergrund gehalten hat. Der soll die Frage lösen, wie die Mittel zu den Flottenplänen beschafft werden sollen. Wo das Geld liegt, das weiß Herr von Miquel schon. Es wird sich nur fragen, ob die Steuerzahler es hergeben wollen, und kurz vor Neuwahlen von einem Reichstage neue Geldmittel verlangen — das ist eine gefährliche Sache.

Oder sollte sich bewahrheiten, was als Gerücht immer noch umläuft, daß nämlich dem Reichstage noch in dieser Session eine Marinevorlage zugehen soll? Dann würde sich die Situation sofort zuspitzen und eine innere Krise, ein „Konflikt“ wäre sehr wahrscheinlich. Herr Tirpitz soll seinerzeit 150 Millionen an Neuverordnungen für die Marine in Aussicht genommen haben; dies wurde indessen bestritten und die Pläne des Herrn Hollmann schien über 300 Millionen voraus. Vielleicht waren die Meldungen über die Flottenpläne des Herrn Tirpitz nur insofern falsch, als sie die Forderungen zu niedrig angaben.

Es „geht etwas vor“, darüber kann kein Zweifel mehr walten. Wenn der „Konflikt“ mit der Marineverwaltung und noch mit den verbündeten Regierungen nicht mehr in dieser Session kommt, dann kommt er sicher im Herbst. Uns ist es einerlei, wann er kommt, und sollte dieser Sommer Neuwahlen bringen — nun, wir sind geküßt und fürchten uns vor keinem Feind. Auch unsere Stellung zu den kommenden Fragen ist von vornherein klar. Niemand wird uns überzeugen können, daß

Deutschland genötigt sei, „Weltpolitik“ auf dem Meere zu treiben. Die Erkenntnis, daß Deutschland finanziell zu schwach ist, um neben dem Landheere noch eine große Panzerflotte zu bauen und zu unterhalten, würde für uns allein schon hinreichen, alle Flottenpläne energisch von der Hand zu weisen.

Wohl wissen wir, daß die „Scharfmacher“ aller Schattierungen den „Konflikt“ wünschen, denn sie glauben denselben für sich auszunutzen zu können. Nüchternliche Gemüther werden darum den „Konflikt“ zu vermeiden suchen. Uns kann dies Alles nicht beunruhigen, denn der „Konflikt“ muß früher oder später doch kommen. Man kann wohl sagen, daß er unvermeidlich geworden ist.

Indem wir uns den Flottenplänen des Herrn Tirpitz genau so energisch wie denen des Herrn Hollmann widersetzen, wissen wir uns im Einverständnis mit der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes. Die Flottenenthusiasten sind nur ein Teil und zwar nicht einmal ein großer — der herrschenden Massen. Aber sie sind meist mächtige und einflußreiche Leute, und sie haben ihre Presse zur Verfügung, die im Namen des deutschen Volkes spricht und sich stellt, als ob das ganze Volk für die Flottenvermehrung begeistert sei. Damit kann man aber weder das Volk selber täuschen, noch wird man damit die Schwierigkeiten, die den Flottenplänen im Wege stehen, aus der Welt schaffen.

Der Deutsche, der von seiner Hände Arbeit leben, und zwar lüßlich leben muß, mag schon oft erkrankt gewesen sein, wenn die Flottenenthusiasten in den Blättern sich geberdeten, als könne das deutsche Volk es gar nicht erwarten, bis es die Kosten für eine große neue Flotte aufbringen darf.

Die „Wasserpatrioten“ haben alle Töne angeschlagen und haben auch an die Begeisterung des deutschen Volkes für die Schaffung einer Flotte im Jahre 1848 erinnert. Davon sollte man lieber gar nicht reden, denn es war wirklich schäbig, wie die Rhetoriker und Großkapiteure, die in erster Linie die Flotte brauchten, bei armen Tagelöhnern und Näherinnen für die Flotte sammelten, während sie selbst verhältnismäßig so wenig gaben. Das Ende der „deutschen Flotte“ entsprach dem Anfang. Wenn man wieder sammeln will, dann mögen die Flottenenthusiasten unter sich sammeln. Kann denn „der größte Patriot“, den Deutschland je besessen haben soll, der Einsiedler in Sachsenwald, nicht eine Sammlung eröffnen? Sechszig Millionen hat es ihm eingebracht, daß er sich für sein Vaterland „aufgerieben“ hat — könnte er seinen Patriotismus nicht dadurch betätigen, daß er wenigstens eine dieser Millionen für die Flotte zeichnet und die anderen Großkapitalisten zur Nachahmung solcher patriotischen Opferwilligkeit auffordert?

Er wird sich hüten und die Andern auch.

Aber auch die Volksvertreter, die dem Volke keine neuen schweren Lasten aufbürden wollen, werden sich hüten, neuen Flottenplänen irgend welcher Art zuzustimmen. Die es thun, sind zum größten Theil dann auch Volksvertreter — gewesen.

### Politische Rundschau.

Deutschland.

Bruch der Junkerwelt im preussischen Abgeordnetenhaus — das ist der einzig richtige Gesichtspunkt, von dem aus die Sozialdemokratie an die Frage der Wetheiligung an den preussischen Landtagswahlen herantreten kann. Von diesem Gesichtspunkte ging die „Sächs. Arbeiterzeitung“ bei ihrem Vorschlage aus und nur vor ihm aus konnten wir ihm unsere Zustimmung geben. Inzwischen ist die Frage in der Parteipresse ventilirt worden und es ist mehrfach dabei eine vollständige Verschiebung des ursprünglichen Gedankens eingetreten, indem die Forderung erhoben wurde, falls die Wetheiligung erfolgen sollte, müsse sie eine durch-aus selbstständige sein, um in erster Linie sozialdemokratische Propaganda zu treiben.

Dieser Standpunkt ist ein durchaus falscher; er läßt die Bedingungen, unter welchen die Wahlbetheiligung stattfindet, ganz außer Rücksicht. Die indirekte Wahl und die Oeffentlichkeit der Wahl machen die Propaganda zwecklos bei den Landtagswahlen für

die Sozialdemokratie einfach zur Unmöglichkeit, zeitigen aber andererseits nicht unerhebliche Gefahren. Das ist schon in der auf dem Kölner Parteitage beschlossenen Resolution ausgesprochen, und nach dieser Seite hat sich seitdem thätlich nichts geändert. Wohl aber haben die in den preussischen Landtag verlegten Vorstöße der Reaktion geleitet, daß es im Interesse der Arbeiterklasse liegt, den Trägern der Reaktion, den preussischen Junkern, nach Möglichkeit die Krallen zu beschneiden. Das können wir nicht dadurch erreichen, daß Sozialdemokraten an die Stelle der Junker gesetzt werden, wohl aber durch Stärkung der bürgerlichen Opposition. Darauf allein würde der Erfolg schließlich auch dann hinauslaufen, wenn die Sozialdemokratie eigene Wahlmänner aufstellte. Sozialdemokratische Abgeordnete würden immer nur auf dem Wege des Kompromisses gewählt werden können, da es absolut ausgeschlossen ist, daß sie in irgend einem Wahlkreise die Majorität der Wahlmänner durchbringen könnten, wozu neben der ganzen dritten Klasse auch die zweite Klasse zur größeren Hälfte gewonnen werden müßte. Solche Kompromisse sind an sich gefährlich und bieten nicht einmal eine Garantie des Erfolges. Der eigentliche von uns bei der Wahlbetheiligung zu verfolgende Zweck, Bruch des Junkerübermuthes, ist aber sehr wohl unter Vermeidung der aus einer selbstständigen Wetheiligung erwachsenden Schwierigkeiten und Gefahren zu erreichen. Sehr lichtvoll und treffend führt das ein mit J. A. gezeichneter Artikel im „Vorwärts“ aus. Es heißt in demselben u. A.:

„Daß aber bei der wirtschaftlichen Abhängigkeit der großen Mehrzahl unserer Anhänger und bei der brutalen Unterdrückungs- und Vergewaltigungssucht des größten Theiles unserer Gegner die öffentliche Abstimmung ein unübersteigliches Hinderniß für Zehntausende sozialdemokratischer Wähler ist, ihrer Ueberzeugung gemäß zu stimmen, wer wird dies bestreiten!“

„Es ist also einfach unmöglich, daß wir bei dem preussischen Dreiklassen-Wahlssystem auch nur annähernd dieselben Erfolge erzielen, welche wir bei den Reichstagswahlen durch die Taktik einheimen, in allen Wahlkreisen in erster Linie für sozialdemokratische Kandidaten einzutreten.“

„Die soziale Abhängigkeit unserer Wähler hat bei öffentlicher Abstimmung mit Nothwendigkeit zur Folge, daß die Wählerzahlen ein falsches Bild von unserer Stärke geben würden. Liegt es aber im Interesse der sozialdemokratischen Propaganda, uns schwächer erscheinen zu lassen als wir sind?“

„Und warum sollen wir dies? Um schließlich unsere Wahlmänner doch für freisinnige Kandidaten stimmen zu lassen?“

„Ich dünke, das können wir billiger haben, und zwar das Wort hier in seiner doppelten Bedeutung genommen. Ein selbstständiges Eintreten in die Landtagswahl-Agitation kostet nämlich auch Geld, und so wenig uns dieser Umstand abhalten könnte, wenn dabei für unsere Propaganda ein Erfolg erzielt werden könnte, so wenig ließen solche Ausgaben sich doch rechtfertigen, wenn dieselben nur den Erfolg haben würden, der freisinnigen Partei Landtagsmandate zu sichern.“

„Ich bin also der Ansicht, daß für unsere Partei kein Grund vorliegt, gelegentlich der nächsten preussischen Landtagswahlen selbstständig in die Wahl-Agitation einzutreten. Dagegen stimme ich allerdings aus vollem Herzen dem Vorschlage zu, unserererseits nach Kräften daran mitzuhelfen, daß die junkerlich-reaktionären Mächte aus ihrer dominirenden Stellung verdrängt und, wenn es möglich ist, ganz aus dem Felde geschlagen werden.“

„Dies zu erreichen steht in unserer Macht; nur müssen wir darauf verzichten, daß uns die Freisinnigen zum Dank für gewährte Hilfe gnädigst ein paar Mandate überlassen. Wir können das erstere Ziel erreichen, ohne daß wir unsere Stellung, welche wir den linksstehenden Parteien gegenüber bisher bei den Reichstagswahlen eingenommen haben, im Geringsten zu ändern brauchen. Das geschieht, indem wir unsere Parteigenossen auffordern, den Wahlmännern



nen jener Parteien ihre Stimme zu geben, welche uns Garantien bieten, daß sie zu weiteren reaktionären Maßnahmen ihre Zustimmung nicht geben und daß sie für die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechtes und für Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes eintreten werden.

Eine solche Stellungnahme unsererseits wird die linke Seite des Abgeordnetenhauses wesentlich stärken und das Junker-Übergewicht zurückdrängen; sie wird aber auch der Linken die Bedeutung der klassenbewußten Arbeiterschaft zum Bewußtsein bringen, ohne daß unsere Partei irgendwo in die Rolle des dankbar Empfangenden gedrängt wird, oder sich den Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzt, die mit jedem Kompromiß verknüpft sind.

Der Bismarckstuhl der Aristokratie und Anaserei. Im Schlosspark zu Minkowiz in Schlesien steht ein Niesbaum, die sogenannte Seydlitz-Eiche. Sie breitet ihre ungeheuren Äste über dem Grabe des berühmten Majoratsherrn v. Seydlitz aus. Das Gut ist ein Majorat, und der gegenwärtige Gutsherr, Graf Conrad v. Wartensleben, gehört nicht zu den „vaterlandslosen Gesellen.“ Er ist ein guter Patriot, und wenn's nicht viel kostet, macht er aus seinem Herzen keine Würbergrube.

Als Bismarck seinen 80. Geburtstag feierte, durfte auch der Majoratsherr von Minkowiz unter den Spendern nicht fehlen. In seinem gräßlichen Kopfe reifte ein genialer Gedanke. Graf Conrad ließ von seiner Seydlitzsche einen starken Ast absägen und beschloß, aus dem Holze einen „Bismarckstuhl“ fertigen zu lassen. Das Holz kostete nichts, und es hatte den kolossalen Vorzug der patriotischen Weiße. Den Stuhl sollte ein Tischlermeister in einer kleinen Stadt herstellen. Der Graf wußte aus Erfahrung, daß dieser Meister ein gutes Stück Arbeit liefern werde und hoffte, der kleine Meister werde ein billiger Mann sein.

Herr Tischlermeister Stannec fühlte sich durch den Auftrag hochgeehrt, und da ihm gesagt worden war, der Stuhl müsse ein ganz vorzügliches Werk werden und Aufsehen erregen, raffte er seine ganze Intelligenz zusammen und scheute keine Auslagen. Er zeichnete wochenlang, bis er einen Entwurf zu Stande brachte, mit dem der Graf zufrieden sein durfte; dann stellte er tüchtige Gesellen ein und engagierte Bildhauer, denen er die Schnitzarbeiten übertrug. Die Bildhauer hatten bei angestrengter Tätigkeit ein halbes Jahr lang zu thun, und auch die Tischlerarbeiten zogen sich etwas sehr in die Länge, zumal das Holz zuvor künstlich getrocknet werden mußte.

Dem Auftrage gemäß entstand ein vortreffliches Werk. In der That schloß der Graf durch seine „Spende“ den Vogel ab. Der Alte im Sachsenwalde schmunzelte beim Anblick des hübschen Großvaterstuhles. In der Post, die bald darauf in Berlin in Form einer „Bismarckausstellung“ arrangiert wurde, erregte der Stuhl das größte Aufsehen.

Bis dahin war alles gut und schön; jetzt aber kam der hintere Teufel hinterdrein. Meister Stannec präsentirte seine Rechnung; sie betrug 1225 Mk. Die Forderung war äußerst bescheiden. Der reiche Majoratsherr aber hatte sich den Ruhm, dem Fürsten Bismarck das schönste Geschenk zu machen, viel billiger gedacht. Rundweg erklärte er, daß ihm der Preis zu theuer sei. Meister Stannec, der nothwendig Geld haben mußte, wurde auf sein Drängen zunächst mit ein paar hundert Mark abgespeist. Damit war ihm wenig gedient, und Monat für Monat hat er um Bezahlung. Es gelang ihm, ratenweise den Gesamtbetrag von 800 Mk. herauszuschlagen; dann aber erklärte Graf Conrad v. Wartensleben, daß der Stuhl bezahlt sei.

Es entspann sich ein langwieriger Prozeß, der jetzt nahezu zwei Jahre währt und noch immer nicht entschieden ist. Der gerichtliche Sachverständige hat sein Gutachten dahin abgegeben: Der Stuhl habe, niedrig berechnet, einen Werth von 1685 Mark. Der Vertreter des Grafen, ein Justizrath, suchte den Beweis zu erbringen, daß der Stuhl durch überflüssige und im Auftrage nicht angegebene Arbeiten unnütz vertheuert worden sei.

Am letzten Dienstag fand wieder ein Termin statt. Der Vertreter des Grafen wiederholte seine Behauptung, daß der Stuhl mit 800 Mk. bezahlt sei, und verlangte einen andern Sachverständigen. Der Gerichtshof fällte folgendes Urtheil:

Der bisherige Sachverständige, Herr Martin Kimbel, hat als Autorität auf diesem Gebiet den Stuhl nochmals zu taxiren. Das Gutachten hat in Schönhausen, dem Standort des Stuhles, zu erfolgen. Beklagter hat zu diesem Zweck innerhalb 2 Wochen 200 Mk. Vorschuß an die Gerichtskasse einzuzahlen. Beklagter hat ferner die Verpflichtung, innerhalb vier Wochen die Urtheilsabgabe des Sachverständigen zu ermöglichen.

Unser Hocharistokratie, unser Berufspatriotenthum, unser Heroenkultus werden durch diesen Prozeß köstlich illustriert!

Junker und Pfaffen. Auf dem dieser Tage in Göttingen tagenden 24. deutschen Gastwirthstage empfahl Herr Feuerstein-Berlin gegenüber den Angriffen von kirchlicher Seite, den Leuten, die das Vergnügen des Volkes auf jede Weise zu stören suchten, einmal ein kräftiges Wortlein zu sagen. Hieraus erklärte der Präsident Herr Th. Müller-Berlin: Er halte es für inopportun, den Gastwirthstag zu einer politischen Rundgebung gegen die Synode zu veranlassen. Er wiederholte

aber heute angesichts der verschärften Rundgebungen der Synoden gegen den Gastwirthstand unbekümmert um die etwaigen Folgen das Wort: „In einem Staate, wo Junker und Pfaffen regieren, da steht's um das Staats- und Gemeinwohl schlecht!“ (Stürmischer Beifall.) Die Versammlung beschloß hierauf, den geschäftsführenden Ausschuß mit der Ausarbeitung einer Denkschrift im Sinne des Antrages zu beauftragen.

Zur Handhabung des Versammlungsrechtes. In Schlesien wurden bisher im allgemeinen Versammlungen unter freiem Himmel zugelassen; in letzter Zeit jedoch wurden solche Versammlungen stets verboten. So auch in Peterswaldau, dem Sitz der Firma Zwanziger, deren Gerhart Hauptmann in seinem Weberchauspiel unter dem Namen Dreißiger gedenkt. Viele Versammlungen hatten schon in Peterswaldau auch Abends stattgefunden, ohne daß im mindesten „die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet“ worden wäre. Deshalb konnten sich unsere Genossen auch das jetzt erfolgte Verbot nicht erklären und sie wandten sich beschwerdeführend an das Landratsamt in Reichensbach. Letzteres bestätigte aber das Verbot, weil durch Abhaltung der Versammlung „der Verkehr auf der Chaussee gehemmt werden könnte.“ Bei früheren Versammlungen hat man davon nichts gemerkt. Ferner hätten bei der späten Tagesstunde — Abends 8 Uhr —, zu der die Versammlung beginnen sollte, die Nachbarn des in Frage kommenden Gartens in der — Nachtruhe gestört werden können. Die Fürsorge der Behörde ist groß.

Unsere sächsischen Parteigenossen haben den Wahlfeldzug für die herbstliche Landtagswahl mit Feuer eifer begonnen. Es ist die erste Wahl unter dem Dreiklassen-Wahlssystem. Neue und große wahltechnische Schwierigkeiten sind von der Reaktion zugleich mit der Zerkümmern des Wahlrechtes aufgeworfen worden. Aber unsere Genossen scheuen sich nicht, sondern gehen muthig an's Werk und werden durch Beharrlichkeit jedes Hinderniß überwinden.

Viel steht für das sächsische Volk auf dem Spiel. Regierung und Reaktionsparteien haben das frühere, fast allgemeine und gleiche Wahlrecht vernichtet unter dem Vorgeben, daß die Masse des Volkes auch hinter der Majorität der Kammer-Abgeordneten stehe. Der Wähler — so vermaß man sich zu sagen — ist einverstanden, daß ihm sein Wahlrecht gekürzt und zu nichte gemacht wird, weil er so vor der Sozialdemokratie und ihren weiteren Erfolgen bewahrt werde!

Ob unsere Partei unter dem jetzigen Wahlssystem in Sachsen Erfolge in Form von Mandaten erzielen kann, das ist nicht mit Sicherheit abzusehen. Aber die Partei will dem arbeitenden Volke Gelegenheit geben, durch Abgabe seiner Stimmen Protest zu erheben gegen das ihm geschehene Unrecht. Die Partei will nicht, daß die Landtagswahlen, die durch die zwanzigjährige Thätigkeit stets an Bedeutung gewonnen haben und für die politische Ausbildung der Massen werthvoll geworden sind, zu einem Joch der Ordnungsbücker herabsinken. Sie will das politische Leben wachhalten. Sie will auf die wichtige Gesetzgebung des Landtags nach wie vor Einfluß behalten.

Zur gothaischen Landtage hatte die sozialdemokratische Fraktion, wie wir schon mittheilten, verschiedene Anträge gestellt, darunter auch solche bezüglich der Löhne und der Arbeitszeit der unteren Beamten und staatlichen Arbeiter. Diese bemerkenswerthen Anträge besagen des Näheren folgendes:

„Der Landtag wolle beschließen: Die herzogliche Staatsregierung zu ersuchen, dem Landtag noch in seiner gegenwärtigen Tagung einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem 1. die Gehalts- und Lohnverhältnisse der unteren Klasse der Staatsbeamten und staatlichen Arbeiter eine Aufbesserung in der Richtung erfahren, daß die Gehälter bzw. Löhne derselben nicht unter 3 Mk. pro Tag bei zehnstündiger Arbeit betragen. 2. Bei Vergütung von staatlichen bzw. öffentlichen Arbeiten sind, soweit dieselben nicht direkt an Arbeiterkorporationen vergeben werden können, den Unternehmern folgende Bedingungen zu stellen: 1) Dem Unternehmer liegt die Verpflichtung ob, an seine Arbeiter keinen niedrigeren Lohn zu zahlen, als an gelernte Handwerker 35 Pf., an Handarbeiter 30 Pf. pro Stunde. Für jugendliche Arbeiter bis zu 20 Jahren und invalide alte Arbeiter kann auf Antrag des Unternehmers eine Abweichung von den Minimallohnätzen gestattet werden. 2) Der Unternehmer darf seine Arbeiter nicht länger als zehn Stunden pro Tag arbeiten lassen. 3) Die Verlängerung der Arbeitszeit, sowie das Arbeiten an Sonntagen darf nur mit Einwilligung der Behörden, welche die Arbeiten vergeben, geschehen. 4) Bei Verlängerung der Arbeitszeiten müssen für die erste Ueberstunde 10 Prozent, für die zweite 20 Prozent, für die dritte 30 Prozent Lohnzuschlag bezahlt werden. 5) Bei Sonntagsarbeit muß der gewöhnliche Tagelohn um 50 Prozent erhöht werden. 6) Die Ruhe- und Wahlzeitpausen werden nach dem örtlichen Gebrauch geregelt. 7) Diese Bestimmungen sind in der Werkstatt, der Baustelle zc. sichtbar auszuhängen.“

Am Montag wählte der Landtag seine ständigen Ausschüsse. Vor der Wahl schlug Genosse Bock vor, außer dem Präsidenten und Schriftführer, die auf Grund gesetzlicher Bestimmung dem Landtagsausschuß angehören, je einen Freisinnigen, Agrarier und Sozialdemokraten als Mitglieder zu wählen. Er habe erfahren, daß man keinen Sozialdemokraten hineinwählen wolle, dies würde eine „Vergewaltigung seiner Partei“ sein. Bock erhielt acht Stimmen, gewählt

wurden die Abgeordneten Liebetreu, Gröbel und Fleischerhauer. Die Sozialdemokraten werden also im Ausschuß nicht vertreten sein.

Saubere Geschäftsführung der „Ordnungsparteien“! Mit dem Organ der „National Sozialen“ der „Zeit“ sieht es noch immer bedenklich aus. Die „Zeit“ theilt mit, daß zwar 50 000 Mk. gezeichnet seien, das genüge aber nicht, um die Zeitung bis nach der Reichstagswahl über Wasser zu halten.

### Holland.

Die Wahlen sind für die Sozialdemokratie über Erwartung gut ausgefallen. Die Stimmenzahl von 10276, die den Kandidaten der sozialdemokratischen Arbeiterpartei zufielen, übertrifft die schönsten Hoffnungen, zumal wenn man die Beschränktheit der Wahlrechtsausdehnung in's Auge nimmt. Nur Rotterdam hat eine Enttäuschung gebracht mit seinen 307 Stimmen. Amsterdam, der Centralpunkt des Anarchismus, lieferte 1151 Stimmen, das liberale Utrecht 886, das erzkonservative Maastricht 323. Am Freundlichsten hat der industrielle (textile) Wahlkreis Enschede uns überrascht, wo Van Ros 1337 Stimmen erwarb.

Wie schon telegraphisch gemeldet, kommt Troelstra drei Mal in Stichwahl, in Leeuwarden, Winshoten und Tietjerksteradeel. In Leeuwarden war die Stimmenbetheiligung: Radikal 1213, sozialdemokratisch 939, liberal 713, antirevolutionär 570, ultramontan 505. In Winshoten: Liberal-freihändlerisch 1415, sozialdemokratisch 1216, liberal-schuyllnerisch 1032, antirevolutionär 627. In Tietjerksteradeel: Antirevolutionär 1867, sozialdemokratisch 1149, liberal 822, christlich-historisch 392.

Ueber die Aussicht zu reden, wäre ganz voreilig. — Gewiß ist nur, daß in jedem der drei Wahlkreise der Kampf sehr schwer sein wird. Vielleicht werden in Leeuwarden die Antirevolutionären, welche in Friesland trotz ihres Namens ziemlich revolutionär und speziell in Leeuwarden fast sozialistisch sind, für Troelstra stimmen. Die Stimmen von Liberalen und Ultramontanen werden sich voraussichtlich theilen. In Tietjerksteradeel wird die Frage des Schutzes den Ausschlag geben. Hier sind unsere Ausschichten wohl am besten. Auf Winshoten wird nur wenig Hoffnung gehegt.

Außer für die Kandidaten der organisierten Partei sind noch 2237 sozialistische Stimmen abgegeben, davon in Schoterland, den Kreis, den einst der Nieuwenhuis vertrat, 1344 auf den Sozialistenblindler Van der Zweg. Er hat bedeutende Aussicht gewählt zu werden.

Der 25. d. Mts. bringt die Entscheidung!

### Italien.

Die Mailänder Genossen beschlossen, alle Arbeiterorganisationen, die demokratische und liberale Bürgerschaft zu einer Agitation im ganzen Land gegen das neue, vom Senat bereits angenommene Zwangsdomizilgesetz aufzufordern, dieses infame Nachwerk, das eine Art Fehmgerecht schafft. Wenn alle Anstrengungen nichts helfen, die Schande zu verhüten, die die Regierung dem Lande anthun will und die sogenannten Volksvertreter ihren Wählern die Schlinge um den Hals legen wollen, so müssen die sozialistischen Abgeordneten in der Deputirten-Kammer die Abstimmung über das Gesetz unmöglich machen.

Die Versammlung sollte dem „Avanti“ für die im Kampfe mit der Polizei entwickelte Energie besondere Anerkennung und drückt dem von der Regierung wegen seines rückfälligen Vorgehens gegen die Mörder Frezzi heftig verfolgten Untersuchungsrichter Bocelli ihre Sympathie aus.

Schließlich nahm die Versammlung den Vorschlag an, die beiden Mailänder Wochenblätter „Lotta di Classe“ und „Battaglia“ in der „Lotta di Classe“ zu vereinigen, welcher Umstand der Ausdehnung des Leserkreises des „Avanti“ in Mailand und der Provinz nur förderlich sein kann.

### Rußland.

Die Ergebnisse der Volkszählung. Nach den vorläufigen und summarischen Mittheilungen, welche kürzlich der Direktor des Statistischen Zentralkomitees zu St. Petersburg über die Ergebnisse der ersten Volkszählung im russischen Reich, welche am 9. Februar d. J. stattfand, herausgegeben hat, hat die Gesamtbölkereizung des Reichs sich auf 126 683 312 Personen beziffert. Davon entfielen auf die 50 Gouvernements des europäischen Rußlands 94 188 750, auf die zehn Gouvernements Polens 9 442 590, auf die 11 Gouvernements und Provinzen Sibiriens mit der Insel Sachalin 5 723 732, auf die 5 Provinzen der Steppe 3 415 174, auf die 3 Provinzen von Turkestan mit Transkaspien und dem Gebiet des Amu-Darja und des Pamir 4 175 101 und auf die russischen Unterthanen in Aghiva und Bukhara 6412. Dazu kommt noch die Bevölkerung des Großherzogthums Finland mit 2 527 801 Personen, sodas im Ganzen 129 211 113 Personen gezählt sind. Dem Geschlecht nach stehen im Ganzen 64 612 280 männliche 64 594 833 weiblichen Personen gegenüber, sodas annähernd Gleichgewicht besteht. Was die Volksdichtigkeit anbelangt, so stehen die polnischen Gouvernements mit 84,6 pro Quadrat-Verst obenan. Unter ihnen sind am dichtesten bevölkert das Gouvernement Petrow mit 130,7 und Warschau mit 125,8 pro Quadrat-Verst. Das europäische Rußland zeigt insgesammt eine Volksdichtigkeit von 22,2 pro Quadrat-Verst. Am dichtesten bevölkert sind das Gouvernement Moskau mit 83,2 und Podosien mit 82,1 pro Quadrat-Verst. Am dünnsten bevölkert



und Archangel mit 0,5 und Olonez mit 3,2 pro Quadrat-Weist. Das Gouvernement Kiew weist 79,6, Poltawa 63,7, Kursk 58,7, St. Petersburg 53,9 als Dichtigkeits- ziffer auf. In Kaukasien kommen nur 23,6 Personen auf ein Quadrat-Weist, in Sibirien 0,5, in den Steppen 1,8, in Turkestan und Transkaspien 3,9, in Finland 8,8. Die Gesamtfläche einschließlich Finlands beträgt 18 990 735,4 Quadrat-Weist ohne die bedeutenderen Binnengewässer. Unter den bedeutenderen Städten, von denen Bevölkerungszahlen vorliegen, haben neunzehn mehr als hunderttausend Einwohner. Obenan stehen St. Petersburg mit 1 267 000, Moskau mit 988 000, Warschau mit 614 000, Odessa mit 404 000, Lódz mit 314 000, Riga mit 239 000. Zwischen 50 000 und 100 000 Einwohner zählen 35, zwischen 20 000 und 50 000 79 Städte. Außerdem sind nur noch 6 Städte mit 6000 bis 20 000 Einwohnern aufgeführt.

## Lübeck und Nachbargebiete.

21. Juni.

Zugzug ist fernzuhalten von Tischlern nach Rostock, Schlossern und Maschinbauern nach Dänemark, Bäckern nach Dänemark und Schweden.

**Achtung Holzarbeiter!** Nach den Möbelfabriken von Gebr. Wasserstradt, W. Senff, F. W. Th. Bahrdt, F. P. S. Pamperin, F. Schramm, Demuth u. Co., sowie L. D. S. Bangert ist der Zugzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten. Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

**Achtung Metallarbeiter!** In Dänemark sind 6000 Eurer Kollegen durch den Machtpruch der Fabrikanten auf das Pflaster geworfen und brodblos geworden. 5500 gehören der Organisation an. Die brutale Vergewaltigten bitten um moralische und pekuniäre Unterstützung. Sendungen sind zu richten an: Wald. Olsen, St. Peterstraße 45, St., Kopenhagen N. — Genossen, beweist den wackern dänischen Arbeitsbrüdern Eure Solidarität!

Bittere Klagen werden uns gegenüber laut seitens derjenigen Leute, welche das wenig beneidenswerthe Vergnügen hatten, am vorigen Montag in der Verhandlung gegen Franz Rottau als Belastungszeugen auftreten zu müssen. Uebereinstimmend erklären sie, das wenig angenehme Gefühl gehabt zu haben, als gälte es nicht, festzustellen, ob der Angeklagte geköhnt habe oder nicht, sondern darzutun, daß lediglich sozialdemokratische Mache dem ganzen Prozesse zu Grunde liege, und daß die Belastungszeugen nur aus Parteiinteresse handelten. Von vorneherein sei das ihrer Ansicht nach zum Ausdruck gelangt. Die Betreffenden sind einfache Arbeiter, und wenn sie auch ein ebenso feines Empfinden für persönliche Angriffe haben, wie sogenannte „gebildete“ Leute, so vermüßgen sie doch nicht mit juristischer Präzision das wiederzugeben, was ihnen widerfahren ist. Nach den völlig gleichlautenden Darstellungen haben wir den Eindruck gewonnen, daß in jener Verhandlung geradezu ungläubliche Verhörungen aus dem Munde des Vorsitzenden, Landgerichtsdirektors Claussen gefallen sind. Wir zitirten schon nach dem „General-Anzeiger“ das Bonmot über Sozialdemokratie und Eigentum, welches die Kunde durch die gesammte unabhängige Presse macht und in einer für den Urheber recht schmeichelhaften Weise glossirt wird. Außerdem soll aber auch seitens desselben Herrn bei der Zeugniserklärung das Wort des bekannten **Romen** von der Partei, welche den Meineid begünstigt, in etwas veränderter Form wiederholt worden sein, Herr Claussen soll ferner, jedenfalls nach dem Muster des Berliner Oberstaatsanwalts Drescher die Zeugnißkraft der Anhänger einer gewissen Partei vor und bei der eidlichen Vernehmung kritisiert und auf den Genossen **Bebel** in nicht mißzuverstehender Weise angepielt haben, und er will schließlich bezüglich der sozialdemokratischen Presse und Redakteure Worte gebraucht haben, die an persönlich verletzender Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen, und zwar sowohl während der Vernehmung, als auch in der Begründung das einzig dastehenden Urtheils. — Was die Angriffe auf unsere Presse oder unsere Person betrifft, so lassen sie uns, überall vorausgesetzt, daß sie gefallen, völlig kalt, wie jeder Angriff, der von unverantwortlicher Stelle gegen uns gerichtet wird. Sie finden ihre treffendste Entgegnung in der einfachen Thatsache, daß sie eben nicht mit gleichen Waffen erwidert werden können. An unsere ehrliche Ueberzeugung reichen unter dem Schutze des Amtes geübte Kritiken nicht heran. Was weiter den angeblich dem Genossen **Bebel** gemachten Vorwurf anlangt, so ist ihm durch die von uns veröffentlichte Erklärung unseres Genossen gebient worden. Daß der erfahrene Politiker **Bebel**, dessen persönliche Integrität weit über jeden Zweifel erhaben ist, dem in weiteren Kreisen völlig unbekanntem Lübecker Landgerichtsdirektor irgend welche Beachtung schenken wird, glauben wir aus guten Gründen bezweifeln zu dürfen. Was endlich die der sozialdemokratischen Partei angeblich untergeschobene **Geringschätzung** des **Eides** betrifft, so sind die in dieser Beziehung in breiter Öffentlichkeit, in Versammlungen, in der Presse und von der Tribüne des Reichstages, unzählige Male unsererseits abgegebenen hündigen Erklärungen ein so klarer Beweis des Gegentheils, daß nur eine an das Fabelhafte grenzende Unkenntniß unseres gesammten

politischen Lebens und völlige Theilnahmlosigkeit an den Tagesfragen zu Insinuationen dieser Art führen können. Schon der vom „Gen.-Anz.“ reproduzierte Ausdruck beweist, daß Herr Claussen nicht das genügende Maß wissenschaftlicher und politischer Erfahrung sich angeeignet hat, um über die Sozialdemokratie ein auch nur halbwegs sachkundiges Urtheil abgeben zu können. Er hätte deshalb besser, das alte Sprichwort zu beherzigen, daß Schweigen Gold ist, anstatt durch zum mindesten unüberlegte Behauptungen seine Person zum Gegenstande von ebenso berechtigten wie für ihn unangenehmen Kritiken zu machen. Ob es überhaupt angebracht ist, an Gerichtsstelle gegen eine politische Partei Stellung zu nehmen, ist eine andere Frage, die an anderer Stelle zum Austrag gebracht werden wird.

Sie können aus ihrer Haut nicht heraus. Wenn man unsere heutige Lokalpresse vergleicht mit der zur Zeit der Reichstagswahlen, so findet man eine Aehnlichkeit zwischen beiden insoweit, als es sich um Verdächtigungen und Verläumdungen gegnerischer Kandidaten handelt. Hüben wie drüben dieselben Erscheinungen. Das spassigste an der Geschichte ist aber, daß der Sozialdemokrat als lachender Dritte zwischen den momentan feindlichen Brüdern steht. Wir sagen momentan, und das mit gutem Recht, denn im Grunde genommen sind sich beide so ähnlich wie ein Ei dem andern. Die Feindschaft dauert auch nur so lange als der Wahlkampf dauert, nachher sind beide ein Herz und eine Seele und gehen brüderlich vereint darauf aus, die große rechtlose Masse des Volkes auch fernerhin in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten. Weshalb also der Lärm? Ein „Bürgerchaftsmitglied“ tritt im „Gen.-Anzeiger“ natürlich mit allem ihm zu Gebote stehenden Pathos für die Vortrefflichkeiten des „Vaterstädtischen Vereins“ ein und giebt die Schaulche seines Hornes über die gegnerischen Parteien aus, wobei wir ziemlich glimpflich wegkommen, denn, so meint er: „Die Sozialdemokratie arbeitet hier genau nach demselben Rezept, wie im Reich. Ihr liegt ja nicht das Wohl unseres Gemeinwehns, sondern lediglich das besondere Interesse einer bestimmten Bevölkerungsklasse (ganz richtig, der Armen und Elenden, sowie aller Derjenigen, die recht- und machtlos alle Maßnahmen der Bevorzugten über sich ergehen lassen müssen und nicht in so selbstischer Weise, wie Diejenigen, die heute ihre Macht einzig im besonderen Interesse ihrer Klasse ausüben) am Herzen. Auch ist nach ihrem Glaubensbekenntnisse das Gemeinwesen unserer Stadt, weil auf der Grundlage des Privateigentums (sic!) aufgebaut, nicht minder der Zerstörung geweiht, wie die großen Staatsgebilde und das Reich selbst in seiner geschichtlichen Gestaltung. Mit Vertretern dieser Auffassung kann Niemand rechten, der es, entsprechend den Grundsätzen des Vaterstädtischen Vereins, als die erste Pflicht jedes am öffentlichen Leben theilnehmenden Bürgers betrachtet, das Gemeinwohl und das Gedeihen des vaterstädtischen Gemeinwehns zu fördern.“ Damit wäre „Ein Bürgerchaftsmitglied“ mit uns fertig. Wir wollen nicht mit ihm rechten und uns auch in keine Diskussion weiter einlassen, zumal wir wissen, daß er von unseren Theorien und Prinzipien durchaus keine Ahnung hat, und seine Tiraden auch nur für große Kinder und alt gewordene Mädchen berechnet sind. Uebrigens will es uns auch bedünken, daß er die geheime Furcht hat, die bösen Sozis könnten sich in den schönen Klügel als unliebsame Eindringlinge drängen, was jedenfalls das schrecklichste von Allem wäre. Wundern muß man sich aber, daß es nicht heißt: wenn so ein „Kotter“ in die Bürgerchaft kommt, dann ist Lübeck nicht mehr die deutscheste der deutschen Städte, der Handel geht zurück, das Ausland bricht die Beziehungen mit den Lübecker Großkaufleuten ab, die Stadt verödet, weil die Touristen nicht mehr kommen, Rentner und ihre Pensionen verzehrende Menschen schlagen ihren Wigwam hier nicht mehr auf, und selbst die Radfahrer ziehen im weiten Bogen um die in Acht und Bann gethanene ehemalige Hansakönigin herum. Wenn „Ein Bürgerchaftsmitglied“ all dieses noch dem „General-Anz.“ anvertraut hätte, so hätte uns das auch nicht im Geringsten aufgeregt. Wir sind an solche Märgen eben von früher her gewöhnt. Wir kennen eben die Weise, wir kennen den Text, wir kennen auch die Verfasser, wollen aber gleich hinzusetzen, daß wir sie auch zu schätzen und voll- und zu würdigen wissen. — Jetzt aber zu den feindlichen Brüdern. Wer den Inzeratenthail der bürgerlichen Presse durchgeht, wird finden, daß die Reklameannoncen beider Parteien gar friedlich und gemüthlich nebeneinanderstehen. Nur „unabhängige“ Männer werden von jeder Partei auf den Schild gehoben. Daß es dabei zu allerlei erbaulich zu lesenden, gegenseitigen Grobheiten kommt, ist bei dem Charakter der feindlichen Brüder eigentlich ganz selbstverständlich. Hier einige Proben bürgerlicher Wahlagitation: „Die unabhängigen Candidaten des Vaterstädtischen Vereins haben auch die Musiksteuer gebracht.“ Schrecklich! Oder „Wer ist unabhängig?“ Und die Antwort darauf: „Der nicht mit der Clique, mit dem langen Arm verwandt und befreundet ist, nicht damit verkehrt,“ so schallt es uns hinter dem bürgerrechtlichen Bretterzaun entgegen. Boshast, wie sie nun einmal sind, tuten die Vaterstädtischen ins Horn: Die Candidaten des Bürgerrechtsvereins befinden sich in abhängiger Stellung, sie wohnen erst wenige Jahre in Lübeck (kennen also die gemüthlichen Kaffeegärtel noch nicht) und können sich deshalb auch noch kein unparteiliches Urtheil bilden, sie müßten mit gebundener Marschroute nach dem Willen ihrer Führer marschieren.“ So geht es fort. Von einem ernsthaften Programm, von erstrebenswerthen Zielen auf beiden Seiten keine Spur.

Nichts wie Verdächtigungen und Beleidigungen diesseits und jenseits, hüben Rabbi, drüben Bösch, das ist die Kampf-methode unseres sich liberal schimpfenden Bürgerthums. Weil sie sich in Wahrheit alle in vollkommener Abhängigkeit befinden, will jeder soviel als möglich den Unabhängigen herauslehren. Das es aber gerade in Bezug auf die Unabhängigkeit ganz gewaltig hapert, davon sind uns mitunter schon die eklatantesten Beweise geliefert worden. Kommt da so ein bedrängtes Menschen-herz einmal zu einem in der Wolle echt gefärbten demokratischen Volksvertreter mit der Bitte, seine Sache in der Bürgerchaft doch ja mit allem Nachdruck zu vertreten. Er, der Petent habe seine letzten Hoffnungen auf ihn, den Volksvertreter, gesetzt, denn er nur allein könne ihm noch helfen und ihn vor dem endgültigen Ruin bewahren. Mit einer verblüffenden Offenherzigkeit meint nun unser Volksvertreter, sich hinter den Ohren kratzend „Ja, sehen Sie, lieber Mann, ich kann auch nicht so, wie ich wohl immer mögte. Ich habe ein offenes Ladengeschäft und besürchte eine Schädigung meiner Geschäftsinteressen.“ Ein anderer ist Beamter und so gerne wie er wohl helfen möchte, er kann es nicht. Er muß seine Pfeifen im Sack behalten. Der dritte fürchtet gar den gesellschaftlichen Boykott. Er hat Familie, heirathsfähige Töchter oder auf Anstellung wartende Söhne. Die „Gesellschaft“ würde ihm alle Thüren verschließen, ihn isoliren und für alle Zeiten unzugänglich machen. Und das nennt sich alles unabhängig, das taucht allezeit empor, um in Zeiten der Wahlbewegungen den urtheilslosen Wählern sich aufzubringen und ihm den Glauben beizubringen, es seien ganze Kerle, vom Scheitel bis zur Sohle, in der Wolle echt gefärbte Demokraten! Wie ungeschickt der Bürgerrechtsverein operirt errieth man auch daraus, daß er in zwölfter Stunde, die von ihm selbst aufgestellte Liste durchbricht und seine beiden im Jakob-Quartier durchgefallenen Kandidaten auch im Marien-Quartier den bereits aufgestellten und bekanntgegebenen zugesellt. Daß hierdurch nicht allein eine heillose Zersplitterung der liberalen Wähler, sondern auch ein Krach im Verein selbst herbeigeführt werden kann, scheint den Nachern nicht aufgeblüht zu sein. Uns kann dieses Manöver natürlich gleichgültig sein; erwähnen wollen wir nur noch, daß wir bei dieser Gelegenheit auch gleichzeitig erfahren haben, wer der Vater unserer selbig entschlafenen Ausstellung gewesen ist! Der Mann muß also um jeden Preis gewählt werden. O, sancta simplicitas!

Zur Kampfesweise der „Bürgerlichen“. In letzter Stunde wird folgende Erklärung als Flugblatt verbreitet:

Zu spät, um noch auf anderem Wege eine Antwort geben zu können, finde ich in den Tagesblättern einen Aufruf, welcher den Wählern des Marien-Quartiers und der Vorstadt St. Lorenz empfiehlt, mich zum Mitglied der Bürgerchaft zu wählen. Dieser Wahl-Aufruf ist ohne mein Wissen und Willen erschienen, und wird auf das Schärffste von mir gemißbilligt. Derselbe ist geeignet und hat vielleicht auch nur den Zweck, in die Reihen des Vaterstädtischen Vereins Verwirrung zu tragen und dadurch einer Gegenliste zum Siege zu verhelfen. Als Mitglied des Vaterstädtischen Vereins trete ich voll und ganz für die Belange desselben ein und, so sehr ich die große Ehre zu schätzen weiß, die Interessen meiner Vaterstadt in der Bürgerchaft vertreten zu dürfen, so erkläre ich doch hiermit, daß ich unter den vorliegenden Umständen eine etwa auf mich fallende Wahl zur Bürgerchaft auf keinen Fall annehmen in der Lage bin. Ich richte daher die bringende Bitte an die Wähler des Marien-Quartiers und der Vorstadt St. Lorenz, sich nicht irre machen zu lassen, sondern mit mir einstimmig eintreten zu wollen für die Liste des Vaterstädtischen Vereins. Lübeck, den 20. Juni 1897. Heinr. Thiel.

Es giebt doch in Lübeck sehr anständige und ehrliche Menschen! Jedenfalls hat späterhin ein „großer Unbekannter“ den — um mit Tobias Stillsvergüügt zu reden — perfiden Streich verübt. Oder sollte der Thäter sich melden?

Der internationale Geldsack — den Leuten in's Album, welche über die „Vaterlandslosigkeit“ der internationalen Sozialdemokratie zetern! Wie an anderer Stelle ersichtlich, sind in unserm Nachbarlande Dänemark nicht weniger als 6000 Maschinenbauer und verwandte Arbeiter vom prohigen Unternehmertum ausgesperrt worden. Die Noth zwingt selbstverständlich manche der davon Betroffenen, das durch des Mammons unheilvollen Einfluß ungastlich gewordene Vaterland zu verlassen und in der Fremde ihr täglich Brot zu suchen. Was geschieht aber? „Kein aus Dänemark kommender Maschinenbauer erhält in Lübeck Arbeit“ schallt es ihnen entgegen, und ob die Meister gerne einstellten, vor der Macht der internationalen schwarzen Listen sinkt ihr so gerne zur Schau getragener Einfluß in Nichts zusammen. So jagt man den aus der Heimath vertriebenen, in's Ungewisse gekehrten Mann der Arbeit ohne Ermatten — und nachher feiert der Patriotismus bei Sekt und Auktern seine Orgien und verflucht die dreifach unheilvolle moderne Arbeiterbewegung, welche der internationalen Hungerpeitsche des Kapitals die internationale Solidarität des Proletariats entgegenzusetzen sucht. Arbeiter! Lasset dies Schauspiel nicht aus den Augen! Lernet daraus und handelt danach!

Strassammer. Sitzung vom 19. Juni. Zu 2 Jahren Zuchthaus wurde der Arbeiter Gr. wegen mehrfacher Vergehens gegen § 176,3 St.-G.-B. (Sittenverbrechen) verurtheilt.

Bezüglich des Krämers Leufefeld, Langer Lohberg, sind Gerichte im Umlauf, mit denen die Streikkommission der Möbeltischler in keiner Verbindung steht. Sie läßt hierdurch erklären, daß sie über den Genannten aus eigener Kenntniß nichts Nachtheiliges weiß.

Travemünde. Von der Gemeindeversammlung ist an Stelle des verstorbenen Fischers F. H. N. Grabau der Arbeiter W. S. Feldmann zum Mitgliede des Gemeindevorstandes erwählt worden. Der Arbeiter Feld



mann ist in genauer Eigenschaft obrigkeitlich bestätigt und auf gewissenhafte Amtsführung eidlich verpflichtet worden.

**Kiel.** In der Sitzung des Schwurgerichts vom 16. Juni wurde der Kirchspielschreiber Wilhelm Gerds aus Wesselburen zu 5 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurtheilt. Gerds war nach Verübung von umfangreichen Unterschlagungen nach Holland geflüchtet, jedoch ausgeliefert. Gerds muß ein tolles Leben geführt haben, da die Verhandlung ergab, daß er in den letzten vier bis fünf Jahren etwa 40000 Mk. verbraucht hat, wie er sagt, den größten Theil im Spiel. Das Vermögen seiner Verwandten hat er theilweise mit durchgebracht, so von seiner Frau 8000 Mk., von seiner Schwägerin 9000 Mk. und seiner Tante 4000 Mk. Die Warverorter Wasserleitungskommission hat er u. A. um etwa 4000 Mk. und die Wesselburener Kirchspiels Spar- und Vorkasse um 5500 Mk. betrogen. Der Hofbesitzer Kruse hatte ihm 150 Mk. und der Landmann Ross in Reinshüttel 80 Mk. zur Belegung bei der Sparkasse, deren Administrator er war, übergeben, doch hat er diese Aufträge, wie so viele

andere, nicht ausgeführt. Der Staatsanwalt beantragte gegen den im vollen Umfange geständigen Angeklagten 6 Jahre Gefängnis und Ehrverlust auf gleiche Dauer.

**Kiel.** Der Regierungspräsident hat von den Polizeibehörden eine Uebersicht der in der Provinz lebenden Krüppel eingefordert. Es soll dabei über die spezielle Art des Leidens berichtet werden, sowie über die allgemeinen Lebensverhältnisse und über ihre Erwerbsfähigkeit. Es handelt sich bezüglich dieser Verfügung des Regierungspräsidenten darum, den Krüppeln Unterstützung angedeihen zu lassen.

**Hamburg.** Zur Reichstagswahl schreibt die hiesige „Deutsche Tagesztg.“: Der bisherige Reichstagskandidat Lehmann hat es abgelehnt, sich wieder für die nächsten Wahlen aufstellen zu lassen. Wahrscheinlich in der Erkenntnis, daß Stadt sowohl wie Land ihn doch nicht wieder wählen würden. Man hat der Partei der Reformpartei den bekannten wackern F. Raab als Kandidaten hier aufgestellt. Herr Raab steht auf dem Boden des Programms des Bundes der Landwirthe und wird sich auch der wirtschaftlichen Vereinigung an-

schließen. Es scheint, als ob außerdem noch ein sogenannter parteiloser Kandidat aufgestellt werden soll, dies wäre sehr zu beklagen. Das Zusammenhalten aller wirklich national gesinnten Männer ist dringend notwendig hier. Das möge man sich noch einmal klar machen, ehe man die Verantwortung einer zweiten Kandidatur auf sich nimmt. — Wenn die „national gesinnten“ Ordnungsmenschen den „wackern Raab“ erklären, setzen sie den rechten Bod zum Gärtner.

**Mögeltondern.** Folgen der Germanisirung. In letzter Zeit sah man hier, wo die Umgangssprache bekanntlich die dänische ist, an einem Hause, welches zum Verkauf angeboten wird, folgende Aufschrift: „Suh ser koffen“ (Zu verkaufen).

Sternschanz-Viehmarkt.  
Hamburg, 19. Juni.

Der Schweinehandel verlief gut. Angekauft wurden 100 Stück, davon vom Norden — 50 vom Süden — Stück. Preise: Beimbüschschweine schwer 48—49 Pf., leicht 48—50 Pf., Säuen 35—41 Pf., und Ferkel 46—48 Pf. pr. 100 Pf.

# Vortheilhafte Offerte für Schneiderinnen.

**Rockfutter** in allen Farben, Meter 16, 19, 23, 29 Pf.  
**Rockmoiré** in allen Farben, Meter 28, 31 Pf. **Gaze** Meter 18, 25, 35 Pf.  
**Tailenfutter** Meter 28, 35, 45 Pf., **doppelseitig** Meter 39, 42, 60 Pf.  
**Perlgarnituren** Stück 49, 75, 89, 95 Pf. bis 4.85 Mk.  
**Besatzseide** in allen Farben, Mtr. 85 Pf. u. 1.80 Mk., **Sammet** Mtr. 75 Pf., 1.15, 1.85 Mk.  
**Velourborde** in allen Farben, Meter 5, 7, 10 Pf., **Gurtband** Meter von 4 Pf. an.  
**Schweissblätter** Paar 6, 8, 12, 14, 19 Pf. **Kleiderknöpfe** Duzend von 5 bis 45 Pf.

## Waarenhaus Max Braun, Lübeck.

33 Breitestraße 33.

Früher Bavaria.

33 Breitestraße 33.

— Feste Preise. — Streng reelle Bedienung. —

Ein kräftiges Mädchen geboren.  
Wilh. Müller u. Frau, geb. Hagenröbu.  
Klappenstraße 19.

Ein freundliches möbirtes Zimmer  
mit voller Pension für einen jungen Mann  
W. Lemeke, Ecke Weberstraße.

Zu vermieten ein möbirtes Zimmer für  
1 oder 2 junge Leute  
Friedenstraße 41.

Zu verkaufen ein Kinderwagen  
Ernestinenstraße 8a, Et.

Zu verkaufen ein gut erhaltener Kinderwagen  
billig Obertrave 56, 2. Et.

Zu verkaufen ein großer Waschtisch und eine  
Damenuhr Reisstr. 30a.

Zu verkaufen weggungshalber eine ganze Haus-  
standseinrichtung, auch Küchweife  
Mühlenstraße 91/3.

Für Krämer! Verkauft, so lange der Vorrath  
reicht, ff. braune Glace-Düten, 10 Pf. 1.20 Mk., bei Abnahme von 100 Pf. 1.10 Mk.  
Fischergrube 24.

### Geräuch. Mettwurst

Pfund 60 Pfg.  
so lange der Vorrath reicht bei  
Lachswehr Allee 25. Bernhard Grube.

### KÄSE.

ff. Tilsiter, Pfd. 40, 60 und 80 Pfg., Holl.  
Käse, Pfd. 80 Pfg., sehr schönen holst.  
Käse, Pfd. 20 Pfg., empfiehlt

H. Bannow, J. J. Maass Nachflg.  
Länkenhagen 32.

### Visit-Karten

auf ff. Elfenbeinkarton  
per 100 Stück von 1 Mk. an  
liefert prompt und sauber

Die Druckerei des Lüb. Volksboten.

### Holztheer, Kohlentheer, Carbolineum

empfehlen  
Bernhard Grube,  
Lachswehr Allee Nr. 25.

### flüssige Kohlenäure

empfehlen  
Lübeck. Otto Schweichler.

### KÜMMEL.

Krummkeffer, doppelt, Flasche 60 Pfg., sowie  
sämmliche Spirituosen empfiehlt

H. Bannow, J. J. Maass Nachflg.  
Länkenhagen 32.

### Louis Kuhne

Internationales Etablissement  
für arzneilose und operationslose  
Heilkunst, Leipzig.  
Gegründet am 10. October 1883,  
erweitert 1892.

Rath und Auskunft in allen  
Krankheitsfällen, auch brief-  
lich, so gut es möglich ist.

Diagnose nach dem Gesichtsausdruck.  
Individuelle Behandlung nach langjährigen  
Erfahrungen.

Guie Heilerfolge.  
Im Verlage von Louis Kuhne, Leipzig,  
Flossplatz 24, sind erschienen und direct vom  
Verfasser gegen Betrag-Einsendung oder  
Nachnahme sowie durch jede Buchhandlung  
zu beziehen:

Louis Kuhne, Die neue Heilwis-  
senschaft. 29. deutsche Aufl. (64.  
Tausend) 486 Seiten 8°. 1897. Preis  
Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Erschienen in  
25 Sprachen.

Louis Kuhne, Bin ich gesund oder  
krank? 14. Aufl. Preis Mk. —.50.  
Erschienen in 10 Sprachen.

Louis Kuhne, Kindererziehung.  
Ein Mahnruf an alle Eltern, Lehrer und  
Erzieher. Preis Mk. —.50.

Louis Kuhne, Cholera, Brech-  
durchfall und deren Heilung. Preis  
Mk. —.50.

Louis Kuhne, Gesichtsausdrucks-  
kunde, meine neue Untersuchungsmeth.  
Preis Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Louis Kuhne, Kurberichte aus  
der Praxis nebst Prospekt. 25. Aufl.  
Unentgeltlich.

### Die Weberei von W. C. Kelling

Gr. Bauhof 5  
früher F. J. W. Hopp  
empfehlen

ihre gut gewebten Bettzeuge,  
Gardende, Leinen, Halbleinen,  
Drell-Handtücher, Tischtücher u.  
Servietten, sowie doppelt ge-  
reinigte Dauen und Bettfedern  
zu konkurrenzfähigen Preisen.

### Holzarbeiter-Verband

Heute Montag den 21. Juni,  
Abends 8 Uhr

### Ausserordentliche Mitglieder-

### Versammlung

im Lokale des Herrn Schlichting  
(Tonhalle, Schmiedestraße).

Tages-Ordnung.  
Die Besprechung der Lohnkommission mit dem  
Möbelfabrikanten-Verein.

Das Erscheinen sämmtlicher Collegen ist  
bringend erforderlich.

Mitgliedsbücher sind vorzuzeigen.

### Achtung Zimmerer!

### Mitglieder-

### Versammlung

am Dienstag den 22. d. M.,  
präcise 8 1/2 Uhr

im Verbandslokal.  
Tagesordnung:

1. Vorstandswahlen.
2. Erhöhung des Reservecfonds.
3. Unterstufungsfrage.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
Der Vorstand.

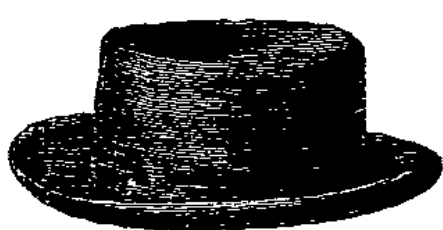
### Tivoli-Theater.

Dienstag den 22. Juni, Anfang 7 Uhr  
Wiederholung der am Sonntag mit 24 maligem  
Hervorruf aufgenommenen Doppel-Vorstellung

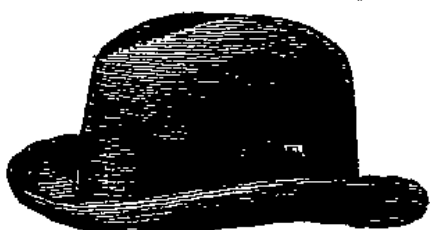
### Die kleinen Lämmer.

Operette. Vorher: Die Anna-Lise.  
8 Uhr: Schmitt, 30 Pf.

### Filzhüte für Herren und Knaben zu Fabrikpreisen.



Ideal



Meteor

Meteor, hochfeiner Herrenhut in allen modernen Farben mit ff. breitem  
Riprand, prima 2.25, extra 2.50, extra prima 3 Mk. per Stück.

Ideal, prima 2, extra 2.50, extra prima 3 Mk.



Engadin



Demokrat

Lodenhut Engadin in allen melirten Modefarben mit Federstutz 2 Mk.,  
extrafein 2.50 Mk.,

Demokrat mit 10 Ctm. Rand 4 Mk., mit 12 Ctm. 4.50 Mk., mit  
15 Ctm. 5 Mk.

Steife Hüte in allen Farben 2.50, 3 bis 5.50 Mk.

Bei Bestellung genügt Angabe der Kopfwerte in Centimetern. Preis: verstehen sich zuzüglich 50 Pfg.  
für Porto per Nachnahme. Verpackung frei. Bei Abnahme von 3 Stück 10 pCt. Ermäßigung.  
Engros-Preisliste nur für Wiederverkäufer. fr. zu Diensten.

### Aug. Heine, Hutfabrik, Halberstadt.

Verantwortlicher Redacteur: August Kasch. Verlag: Theob. Schwarz. Druck von Friedr. Meyer u. Co. sämmtlich in Lübeck.



## Bettler und Landstreicher.

Im Großherzogthum Hessen wurden im Jahre 1896 auf Grund des Bettlei- und Landstreichereiparagraphen des Reichsstrafgesetzbuches 2244 Personen bestraft. Daß man es da mit unglücklichen Menschen zu thun hat, die infolge der erbärmlichen wirthschaftlichen Zustände von heute auf die Landstraße getrieben wurden, erfieht man am besten, wenn man die Verurtheilungen monatsweise kontrollirt. Es wurden verurtheilt:

Im Monat	Januar	422 Personen
"	Februar	281 "
"	März	203 "
"	April	157 "
"	Mai	167 "
"	Juni	134 "
"	Juli	101 "
"	August	118 "
"	September	114 "
"	Oktober	132 "
"	November	184 "
"	Dezember	231 "

Aus dieser Zusammenstellung muß selbst der Blödeste ersehen, wann und warum die Landstraße die meisten Opfer verschlingt: im Winter, weil dann die Arbeitsgelegenheit am seltensten ist. Durch die Bestrafung wegen Bettlei ist heutzutage der Arbeiter für sein ganzes Leben gebrandmarkt. Er mag im äußersten Norden oder am Bodensee, in Tisfit oder im Eisaß sein, kommt er wegen der geringfügigsten Strafe wieder vor den Richter, so wird ihm stets vorgehalten, daß er bereits wegen Bettlei und Landstreicherei vorbestraft ist.

Hat so ein bedauernswerther Mensch gar das Unglück, sich wiederholt erwischen zu lassen, wenn er sich, um nicht zu verhungern, ein Stück Brod erbeitet, dann wehe ihm! Er komme dann nicht mit einigen Tagen Haft davon, er wird auf Grund des § 362 R.-Str.-G.-B. auch noch der Landespolizeibehörde überwiesen. Diese erhält damit das Recht, den „Landstreicher“, nachdem er seine Haft verbüßt hat, bis zur Dauer von zwei Jahren in ein Arbeitshaus einzusperrn! Dieses Schicksal ereilte von den in Hessen im Jahre 1896 verurtheilten 2244 Personen 280, also mehr als 10 pCt. Es wurden dem Arbeitshaus durch die Landespolizeibehörde überwiesen:

a) bis zu 3 Monaten	16 Personen
b) von 3 bis 6 Monaten	100 "
c) von 6 Mon. bis zu 2 Jahren	90 "
d) auf 2 Jahre	22 "
e) auf unbestimmte Zeit	21 "

Wehe den Armen, wenn sie das Arbeitshaus wieder verlassen. Sie werden ausgerüstet mit der Legitimation, daß sie wegen Bettlei und Landstreicherei so und so lange haben sitzen müssen. Und mit diesen Papieren sollen sie dann die Arbeit finden, die sie vor ihrer Strafabmahlung schon vergeblich suchten!

Und wieviel Tausende wandern auf deutschen Landstraßen, denen das Brandmal des Bettelns und Landstreichens aufgedrückt wurde! Aber eine jede dieser Verschleimungen ist eine furchtbare Anklage gegen die

kapitalistische Gesellschaftsordnung. Hier 17—18stündige Arbeitszeit, dort monatelange Arbeitslosigkeit. Hier Hungerlöhne und langames Dahinsiechen, dort Bettelbrot und Arbeitshaus. Alles zur höheren Ehre des Kapitalismus.

Und was soll die beste der Welten sein? Nimmermehr!

## Soziales und Partei-Leben.

Der Zentralverband der Maurer Deutschlands, Zahlstelle Hamburg, hat in letzter Zeit eine energische Agitation unter den Hamburger Maurern entfaltet. In Ausführung eines Beschlusses der letzten Generalversammlung des Verbandes hat man vor einiger Zeit einen Votafonds gegründet, der vor Allem bei Aussperrungen und Streiks am Orte in Anwendung kommen soll. Dadurch ist das Interesse der Maurer für die Organisation ganz außerordentlich gewachsen. Es zeigt sich das besonders in dem Wachstum der Mitgliederzahl des Verbandes. Von 900 im Jahre 1896 ist die Zahl der Verbandsmitglieder auf 1400 in diesem Jahre gestiegen. Freilich befinden sich noch über 2000 unorganisirte Maurer in Hamburg, so daß der Stand der Organisation noch lange nicht den Stand erreicht hat, den sie vor dem großen allgemeinen Streik im Jahre 1890 in Hamburg gehabt hat. Damals befanden sich etwa 5000 Maurer in Hamburg, die mit Ausnahme von etwa 200 sämtlich der Organisation angehörten. Bei der ungemein rührigen Agitation, die zur Zeit entfaltet wird, wird es jedoch zweifelsohne gelingen, den Verband in Hamburg wieder auf die alte Höhe zu bringen. Dem Gesamtverbande gehören zur Zeit 43000 Maurer in den verschiedensten Gegenden Deutschlands an.

Der Zentralverein der deutschen Böttcher hielt zu Pfingsten in Magdeburg seine 5. Generalversammlung ab. Anwesend waren 38 Delegirte. Die Mitgliederzahl ist seit der 4. Generalversammlung, die 1894 zu Mainz abgehalten wurde, erfreulich gestiegen. Im Jahre 1894 waren 58 Filialen mit 3306 Mitgliedern vorhanden, im Jahre 1895 stieg die Zahl der Filialen auf 64 mit 4202 Mitgliedern, und im Jahre 1896 betrug die Zahl der Filialen 79 und die der Mitglieder 4455. Die Einführung der Arbeitslosen-Unterstützung durch den Verband wurde abgelehnt; es ist den Filialen überlassen, diesen Unterstützungszweig einzuführen. Der nächsten Generalversammlung soll statistisches Material über diese Frage vorgelegt werden. Beschlossen wurde weiter, den Hinterbliebenen verheiratheter Mitglieder ein Sterbegeld zu gewähren. Die von München beantragte Verschmelzung des Böttcherverbandes mit dem Zentralverband der Brauer fand nicht die Zustimmung der Generalversammlung.

## Aus Nah und Fern.

Gestürzte Ordnungssäulen. Aus Oderberg i. M. wird berichtet: Vor einigen Tagen ist hier plötzlich der Kauemann und Stadtverordneten-Vorsteher Albert Forkel verhaftet und nach Prenzlau gebracht worden. Wie verlautet, soll der vermögende Mann sich in einer Geld-

angelegenheit der Urkundenfälschung schuldig gemacht haben. Der Gute war ein unentwegter Kämpfer für Ordnung, Religion und Sitte gegen die Mächte des Umsturzes und ging in diesem Kampfe mit solcher Bravour vor, daß er einst unseren Parteigenossen Rünecke gegenüber sich in der Stadtverordnetenversammlung einer groben und schließlich von ihm selber eingestandenen Verletzung der Geschäftsordnung schuldig machte. Forkel war einer der Ersten im konservativen Wahlkomitee und verstand sich auch meisterlich auf das Arrangieren mannigfachen patriotischen Festtrummels. Für die staatsverhaltenden Kreise am Orte ist der Verlust dieses Mannes fast unersehlich. — In Königsberg i. Pr. fand vor der Strafkammer die Verhandlung gegen den Kriminalkommissar Perle statt, der des Verbrechens im Amte, der Urkundenfälschung und der Unterschlagung, zusammen in fünf Fällen, angeschuldigt war. Der Gerichtshof beschloß nach Vernehmung der Zeugen und der beiden Sachverständigen, die Sache zu vertagen und den Angeklagten auf die Dauer von 6 Wochen einer Heilanstalt zur Beobachtung seines Geisteszustandes zu überweisen.

Schwere Mißhandlungen ihres Dienstmädchens hatte sich die Frau eines Postbeamten in D s n a b r ü c k zu Schulden kommen lassen, wofür sie kürzlich durch schöffengerichtliches Urtheil 2 Monate Gefängniß als wohlverdiente Strafe erhielt. Am 16. d. M. nun verhandelte die Strafkammer als Berufungsinanz in derselben Sache. Durch die Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß dem Dienstmädchen, welches übrigens vor Gericht den besten Eindruck machte, fortgesetzt durch Schimpfen, Schlagen mit der Hand oder mittels eines in der Scheide steckenden Degen, Stoßen in das Gesicht, so daß das Blut aus der Nase lief, Anspucken, Ausreißen der Haare und Fußtritte die denkbar rohste Behandlung seitens der Beklagten zu Theil geworden ist. Der Gerichtshof nahm alle diese Vorgänge als erwiesen an und zog nur in Betracht, daß die Angeklagte laut Angabe eines Sachverständigen sich zur fraglichen Zeit in einem krankhaft gereizten Zustande befand, weshalb das erstinstanzliche Urtheil in eine Geldstrafe von 600 M. event. 2 Monate Gefängniß und Tragung der Kosten umgewandelt wurde. Das Weib braucht also nicht ins Gefängniß, und das ist die Hauptsache. Das Geld wird sie schon bezahlen!

Von Wilddieben schwer verletzt wurde Sonntag Morgens in dem dem Grafen Hensel von Donnerstern zu N e u d e d gehörigen Dorotheendorfer Forst der Förster K a l u s aus Forsthaus Maloschau. Als Kalus Sonntag früh 3 Uhr den Wald durchstreifte, sah er in einiger Entfernung einen Mann vor sich, der, mit einer Flinte ausgerüstet, sich zur Erlegung eines Stück Wildes vorzubereiten schien. Der Förster trat an den Unbekannten und forderte die Herausgabe des Gewehres. Aus dem Dickicht sprang darauf sofort ein anderer Mann hinzu, riß dem Förster, ehe er es verhindern konnte, das Gewehr aus der Hand und bearbeitete ihn mit dem Kolben derartig, daß er besinnungslos zusammenbrach. Nachdem Kalus die Besinnung wiedererlangt hatte, kroch er mühsam nach Forsthaus Maloschau. Der Förster hat nach der „Kation. Ztg.“ einen komplizirten Schädelbruch davongetragen. Die Flinte des Försters haben die Wildiebe mitgenommen.

## Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(94. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Balerie hat um die Erlaubniß, zu Hause bleiben zu dürfen; es sei ihr heute unmöglich, sich in fröhlicher Gesellschaft zu zeigen, sagte sie.

Mama wollte aber davon nichts wissen. „Wenn Du zu Hause bleibst, mißte ich es auch,“ folgerte sie, „wenn Du Deinen Schmerz so offenkundig machst, darf ich den meinen nicht verheimlichen. Aber Du mein Gott, weshalb grämen wir uns denn überhaupt schon so sehr. Die Tante lebt ja noch, und wir wollen zu Gott hoffen, daß sie noch recht lange am Leben bleibt. Wir gehen also jedenfalls zur Gräfin, — hörst Du, Balerie? — Nicht wahr, Papa, es ist das Vernünftigste? Aber wir werden den feinen Tatt beobachten und erst nach dem Diner der Familie von der nahe bevorstehenden Abreise unserer Balerie Mittheilung machen, wir dürfen nicht mit unserem egoistischen Kummer die Feststimmung stören, man muß immer ein wenig zartfühlend sein auch für andere.“

Jetzt war dieses Diner vorüber, es war ausgezeichnet gewesen, und Frau Thekla hatte in der That das Möglichste an Zarifähigkeit geleistet; sie hatte in keiner Weise etwas merken lassen, was geeignet gewesen wäre, auf die Fröhlichkeit dieses Mahles einen Schatten zu werfen. Gräfin Brandis, die lebenswürdige Wirthin, war voll munterer Laune, und der General hatte sogar einmal über ihre heiteren Einfälle lachen müssen, welche Unnatürlichkeit zwar jedesmal durch ein starkes Husten unterbrochen wurde. Ewald war bisher der glänzende Mittelpunkt gewesen, um den sich das Gespräch fast ausschließlich bewegte und man hatte ihm förmliche Ovationen dargebracht. Als endlich das Thema seiner Heidenthaten

und der daraus gezogenen glänzenden Zukunftsbilder erschöpft war, begann man, sich mehr mit der nächsten Umgebung zu beschäftigen. Man besprach die angenehme Lage der Villa, und lobte die herrliche Aussicht über den See. Man machte der Gräfin Komplimente über das geschmackvolle Arrangement der neuen Möbel, welche sie hatte hierherkommen lassen, und der Hauptmann, der neben ihr saß und schon die ganze Zeit über den Galanten gespielt hatte, bedauert nur, daß all' diese schönen Dinge nicht im Stande wären, sie selbst auf die Dauer hier zu fesseln.

„Ach, Gräfin“, rief Thekla mit ihrer miauenden Stimme, „wenn Sie nur wieder auf ein paar Monate gekommen wären und uns mit den Schwalben wieder verließen, es wäre entsetzlich.“

Die Gräfin, die sich behaglich in den tiefen Polsterstuhl zurücklehnte und deren Augen die weite Fläche des grünen Sees überflogen, lächelte. „Ja,“ sagte sie nachlässig, „es ist wirklich sehr hübsch hier — den Sommer über —, aber einen Winter hier zuzubringen, dazu werde ich wohl schwerlich jemals den Muth finden.“

Und haßt es doch schon einmal gethan,“ bemerkte ihre Schwester Johanna. „Aber es mögen grade die unangenehmen Erinnerungen, die sich bei Dir mit diesem Winteraufenthalt verknüpfen, Dich hindern, es ein zweites Mal zu versuchen; — ist's nicht so, Bertha?“

Die Gräfin erröthete stark. Ihre Schwester hatte, ohne es zu ahnen, die verwundbarste Stelle berührt, sie mußte trachten, so schnell wie möglich über dieses verhängliche Thema hinwegzukommen. „Ich war damals noch sehr jung und — leidend, ich verließ kaum das Zimmer, — ich kann mich auf die landschaftlichen und Temperaturverhältnisse dieser Zeit kaum mehr erinnern, überhaupt dieser Zeit kaum mehr entsinnen.“ Sie winkte Ewald zu und ließ sich von ihm ein Glas Wasser einschicken.

„Es müssen jetzt siebzehn Jahre sein, daß Du während des Winters hier warst?“ fragte die Baronin, die träge und schwerfällig, über einen einmal berührten Gegenstand nicht hinweg konnte. „Sag' doch, Liebe, was hat Dir denn eigentlich gefehlt? Ich habe darüber niemals etwas Rechtes erfahren.“

Die Gräfin trank das Wasser mit einer Miene hinunter, als ob es Essig gewesen wäre. Nachdem sie das Glas auf den Tisch gesetzt und eingesehen, daß eine Antwort unumgänglich geworden, da Aller Blicke sie zu verlangen schienen, erwiderte sie so unbefangen wie möglich: „Du weißt es doch, ich litt an den Nerven, ich hatte mich damals in der Pflege des Vaters überanstrengt.“

„Immer erfährt man neuezüge von Tantiens Edelherzigkeit und Opfermuth!“ rief Ewald, mit schalkhafter Galanterie die Hand der neben ihm sitzenden Tante zum Munde führend. „So bist Du mir recht eigentlich das Prototyp ganz ächter Weiblichkeit geworden.“

Sie drückte ihm leicht die Hand. „Es war eine recht verfehlte Kur“, scherzte sie in halbem Klagen; „ich kehrte leidender zurück, als ich hierher gekommen, der Arzt, der meinen Zustand nicht richtig beurtheilte, hätte mich nicht diesem rauhen Klima aussetzen sollen, er hätte besser gethan, mich nach Italien zu schicken. Nun, jetzt ordinare ich mir selbst“, fügte sie fröhlich hinzu, „und wenn ich den vergangenen Winter in Nizza zugebracht, so will ich während des diesjährigen mich in Rom und Venedig umsehen. Ich mache Balerie den Vorschlag, mich zu begleiten, — Sie geben doch Ihre Einwilligung dazu?“ Sie wandte sich nun fragend an den Hauptmann und seine Frau.

„Wie, Sie wollen mir mein einziges Kind entföhren?“

„Das will ich, liebe Frau Hauptmann. Wie kann



Die verunkelte Vereinsfahne. Trunkeste Sangesbrüder aus . . . haufen bei S a g a n machten zu Pfingsten eine Sängerfahrt nach dem Riesengebirge, natürlich unter Mitnahme der im vorigen Jahre von den Jungfrauen des Ortes gestifteten prächtigen Fahne des Gesangsvereins. Man fuhr über Hirschberg nach Petersdorf und begab sich von hier in feierlichem Zuge über Agnetendorf nach der Peterhaube. Die wackeren Sänger übergaben hier dem Wirth ihr Vereinsbanner und wurden von den zahlreich anwesenden Gästen feier- und freudigst begrüßt. Ein frühliches Bechen begann und wurde beinahe vierzig Stunden lang fortgesetzt. Die Begeisterung hatte hierbei einen solchen Grad erreicht, daß die Sänger beim Rückzug gar nicht mehr an die Fahne dachten, sondern erst in . . . haufen ihren Verlust bemerkten. Es wurde nun beschloffen, eine Deputation zu wählen, welche in kurzer Zeit das Vereinskleinod zurückholen soll.

Ein betrogener Verein. Schweidnitz. Beim Pöblener Grund-Kreditverein wurden gegen 130 000 Mk. Unterschlagungen entdeckt. Der Verein zählt 27 Mitglieder.

Pfarrer Sebastian Kneipp ist in W r i s h o s e n am Donnerstag früh gestorben. Kneipp war am 17. Mai 1821 in Stephanskrieb bei Ottobeuren geboren, erlernte zuerst die Webererei, studierte dann in Dillingen und in München katholische Theologie und empfing 1852 die Priesterweihe. 1855 wurde er Kaplan, 1881 Pfarrer in Würzhofen und später päpstlicher Geheimkammerer. Kneipp war eine urwüchsige, berbe Bauernnatur, der richtige Dorfpfarrer, in dem sich ein seltsames Gemisch von Naivität und Verschlagenheit vereinte. Durch eigene Krankheit wurde er im Jahre 1848 dazu geführt, eine Wassertur zu gebrauchen, die er dann mit einigen bis dahin nicht geübten Mitteln zu seinem „Kneipp-System“ ausbaute. Ein solches Mittel, das Barfußgehen auf nassen Wiesen, entnahm er dem Gebrauche des Volkes, das früher besonders am Waspurgistage (1. Mai) auf durchthauten Wiesen zu wandeln pflegte, um sich vor Lähmungen zu bewahren und solche zu heilen. Sein System veröffentlichte er zuerst im Jahre 1887 in dem Buche „Meine Wassertur“, das schon über 50 Auflagen erlebt hat. Ähnliche Bücher folgten. Die vertrauens-erweckende Persönlichkeit Kneipp's, seine Uneigennützigkeit und selbstlose Ueberzeugung von der Wirksamkeit seiner Wassertur und der von ihm empfohlenen einfachen Lebensweise haben seinen Ideen begeisterte Freunde gewonnen. Pfarrer Kneipp war einer der bekanntesten und beschäftigtesten Aerzte in Deutschland und er hat Schule gemacht wie selten ein Professor von einer Universität. Es entstanden denn in Deutschland und in Oesterreich eine Anzahl von Kneipp-Anstalten. Ebenso eifrig wurden Kneipp's Name und System aber auch nach anderen Richtungen hin industriell verwerthet. Die von Kneipp seinen Patienten empfohlenen Kleidungsgegenstände und Nahrungsmittel sind viel gesuchte Handelsartikel geworden. In dem außerhalb Bayerns vorher kaum bekannten Dorf Würzhofen entstand in Folge des Andranges von Patienten aus nah und fern ein Hotel nach dem anderen, eine Miethskaserne nach der anderen, und doch waren zumieist alle Quartiere überfüllt, so daß der „Quartiermeister“ zu einem besonderen Metier sich herausbildete. Namentlich war die Zahl der in den Sommermonaten dahin strömenden Nervenkranken Legion. — Kneipp ist nach langem Leiden gestorben. Als Todesursache wurden rasch wachsende Geschwüre im Unterleibe mit nachfolgender Rache festgestellt. Die Leiche ist im Kloster der Dominikanerinnen aufgebahrt.

Das Seebad Ostende hatte nach der „Bos. Ztg.“ am Montag Nachmittag einen sehr bewegten Tag. Gegen 5 Uhr sah man einen mächtigen Luftballon mit drei Personen 50 Meter über dem Erdboden über die Stadt hinweg fliegen. Nachdem der Ballon die Dächer zahlreicher Häuser berührt hatte, flog er vom Ostwinde

getrieben, dem Meere zu. Alles eilte nach dem Strande. An 10 000 Personen folgten vom Strande aus ängstlich dem Luftschiffe, das wiederholt das Meer berührte und schließlich in das Meer fiel. Ein nach dem Hafen zurückkehrendes Dampfschiff nahm die drei halbtobten Insassen des Luftschiffes, welches Nachmittags aus Brüssel aufgestiegen war, auf. Das Luftschiff selbst verschwand in den Lüften.

Das Gastmahl der Niesen. Wunderbar ging es unlangst bei dem Hochzeitsmahle zu, das aus Anlaß der Heirat des Athleten Caillo in einem Pariser Restaurant stattfand. Etwa dreißig Berufsgenossen jenes Hercules, sämtlich Kolosse mit Stiernacken, unter deren Schritten die Diener erzitterten, umfaßten die Tafel. Um sich die Zeit des zum Luftschiffe der Suppe zu vertreiben, bog der schwarze Niese Bambula Löffel und Gabel wie eitel Filispapier zusammen, sodas das Metall nur mehr einen unförmlichen Klumpen bildete. Natürlich wollten die übrigen „Kraftmenschen“ hinter dem sibielen Neger nicht zurückbleiben. Im Nu war unter dem Drucke ihrer eisernen Fäuste alles Eßzeug zu Schanden gemacht, Messer spiralförmig gedreht, Löffel zu Armspangen umgewandelt. Man kann sich das Entsetzen der Garçons vorstellen, als die gutgekleideten aber sonst harmlosen Athleten ihnen die zerklüfteten Eßinstrumente mit dem Bemerkten unter die Nase hielten, daß ihr Patron sich um eine gediegenere Waare umsehen möge.

Der bekannte Humorist Alfred Capus verspottet im „Figaro“ das „Attentat“ auf den französischen Präsidenten durch folgenden Dialog:

Der Polizeipräsident: Ich wollte der Erste sein, Herr Präsident, der Ihnen seinen Glückwunsch ausspricht —

Felix Faure: Glückwunsch ausspricht? Warum!

Polizeipräsident: Nun, weil Sie dem infamen Attentat entgangen sind, welches ganz Frankreich in Aufregung versetzt!

Felix Faure: Ich?! Ich bin einem Attentat entgangen . . . ?!

Polizeipräsident: Aber natürlich!

Felix Faure: Sind Sie dessen gewiß!

Polizeipräsident: Vollkommen!

Felix Faure (die Stirn runzelnd): Wie kommt es, daß ich nichts davon weiß?

Polizeipräsident: Wie? Sie wissen nicht . . . ?

Felix Faure: Ja, mein Herr, ich weiß nicht. (Wütend werdend.) Ein Glender trachtet nach meinem Leben und ich erfahre nichts davon! Sie werden mir zugeben müssen, Herr Präsident, daß Ihre Polizei ganz sonderbar eingerichtet ist!

Polizeipräsident: Wenn ich vorausgesehen hätte, Herr Präsident . . .

Felix Faure: Ich wette, daß alle Welt es früher gewußt hat wie ich!

Polizeipräsident: Ich bitte vielmals um Entschuldigung!

Felix Faure: Schon gut! Diesmal soll es Ihnen so hingehen; aber ich hoffe, daß sich so etwas nicht wiederholt. Wenn jemals wieder ein Attentat auf mich gemacht wird, bitte ich dringend, daß ich der erste bin, der davon erfährt! Verstanden?!

Ein gedulbiges Versuchsobjekt scheint ein kleiner Engländer zu sein, von dem ein Lehrer folgendes zu erzählen weiß: Der Vorsteher einer Lateinschule in der kleinen Stadt Stamford hörte vor einiger Zeit eine Unterhaltung zweier Schüler an, von denen der eine erst vor Kurzem aufgenommen war. Der „Neue“ wurde von seinem Mitschüler einem scharfen Verhör unterzogen. Er mußte ausfragen, wer und was sein Vater sei, wo er bisher zur Schule gegangen, wie viel Geschwister er habe, wie hoch sich sein wöchentliches Taschengeld belaufe, und noch manche andere wichtige Dinge, die ein Knabenherz bewegen können. Zuletzt fragte der

wissensdürstige Kamerad: „Und wer ist Euer Hausarzt?“ — „Hausarzt? Na, Gott sei Dank, so was brauchen wir nicht!“ meinte stolz der zehnjährige Tom. — „Du Glücklicher, da brauchst Du ja nie Medizin einzunehmen!“ rief der junge Inquisitor nicht ohne Reiz. — „So, meinst Du? Na, wenn Du Dich nur nicht irrst!“ war die Erwiderung. Dann zählte Tom mit wahrer Märtyrermiene an seinen Fingern her: „Erstens, mein Vater beschäftigt sich viel mit Homöopathie; zweitens, meine Mutter liebt fortwährend Werke über Allopathie; drittens, meine Schwester Maggie studiert Medizin; viertens, mein Großvater ist Anhänger der Massage- und Kaltwasserkuren; fünftens, meine Großmutter kauft alle Medicinen, die in den Zeitungen angekündigt werden; sechstens, mein Onkel Sandy ist Thierarzt, und siebentes, meine Cousine Lily ist Zahnärztin.“ Und tief Athem holend, fügte Tom hinzu: „Und alle machen an mir ihre Experimente.“

Den Gipfel des Vegetarianismus erreicht ein Vorschlag, den die Vorstehende des englischen vegetarischen Frauenvereins jüngst machte. Die forderte nämlich ihre Genossinnen auf, dem Gebrauche thierischer Stoffe nicht nur in der Ernährung, sondern auch in allen übrigen Dingen zu entsagen. Keine Seide mehr, denn sie wird von einem Wurm gewonnen. Weg mit den Lederstiefeln und Handschuhen! Nieder mit den Federn auf den Hüften! Denn um sich ihrer zu hemächtigen, muß man sie einem lebenden oder todtten Thiere ausreißeln! Man könne alle diese Dinge durch Pflanzenstoffe ersetzen, ohne die Eleganz zu beeinträchtigen. Man beschloß, die Frage bis zur allgemeinen Versammlung im nächsten Jahre zu vertagen und bis dahin reiflich darüber nachzudenken.

Aus Bädern und Sommerfrischen. Finanzminister von Wiquel hält sich zur Erholung der Steuerzahler in Wiesbaden auf. Herr von Rosadowsky ist zu demselben Zweck nach dem Harz abgereist.

(Lust. Bl.) Des Mohren Nache. Der italienische Bicekonsul in Marseille, de la Halle, wurde während des Abendessens, das er in Gesellschaft seiner Mattresse einnahm, von seinem Diener, einem abessinischen Neger, durch Revolvergeschosse schwer verwundet. Die Dame erhielt einen Schuß in die Brust, an dem sie nach drei Stunden verschied. Der Bicekonsul dürfte gerettet werden. Der Mörder ist flüchtig. That der Eiferucht?

Ueber die Lebensfähigkeit von Insekten ist schon manches Wunderbare geschrieben worden, und doch ist jede neue Mittheilung von wissenschaftlicher Seite in dieser Beziehung von großem Interesse. Ein Mitarbeiter des „American Naturalist“ sammelte im Dezember v. J. Larven von einer Fliege, die in den Wassern des großen Salzsees in den westlichen Vereinigten Staaten leben und ließ dieselben zunächst 10 Tage in dem Salzwasser, um sie dann in einer Flasche mit dreiprozentigem Formalin aufzubewahren. Nach weiteren 10 Tagen nahm er das Glas wieder vor und fand von den darin enthaltenen Larven, trotz der ungemainen Schärfe der genannten Flüssigkeit noch drei derselben am Leben. Derselbe Naturforscher beobachtete eine Heuschrecke oder vielmehr einen traurigen Bruchtheil einer solchen, der nur aus dem Vorderleibe und dem Kopfe bestand, während der übrige Körper fortgerissen war; dieses verstümmelte Thier brachte es fertig, noch 9 Tage lang zu leben. Die französische Zeitschrift „Ghenil“ endlich macht die Mittheilung, daß in dem Leibe einer Forelle, welche nach ihrem Tode noch 12 Stunden lang gelegen hatte, bevor sie geöffnet wurde, sich zwei Käfer lebend vorfanden. Diese Thiere wurden als Kuriosität aufgehoben und ihre Gesundheit schien nicht im geringsten durch die Gefangenschaft in dem Thierleibe gelitten zu haben, die sich wie eine Nachahmung en miniature der biblischen Geschichte vom Propheten Jonas im Walfischmagen ausnimmt.

man auch ein zwanzigjähriges Mädchen in diese Einöde verbannen! Valerie muß sich hier zu Tode langweilen. Ja, ich finde, daß dies Fernhalten von allen Zerstreuungen und Genüssen, die große Städte uns bieten können, bereits ungünstig auf sie gewirkt hat, sie ist nicht mehr so lustig und ihre Wangen sind blässer, als im vergangenen Jahre.“

Valerie erhob sich. „Ich fühle mich heute nicht ganz wohl“, sagte sie mit leise vibrierender Stimme, „gestatten Sie mir, für einen Augenblick auf die Terrasse zu treten, es weht da eine frische Luft, das wird mir gut thun.“ Ehe noch jemand erwidern konnte, hatte Valerie bereits ihren Voratz ausgeführt; ihr war, als müsse sie hier ersticken.

Alle sahen verwundert, Hans einigermaßen bekümmert, ihr nach. Er glaubte zu wissen, was das Herz des armen Mädchens bedrückte, sie hatte wohl Nachrichten von Stefan erhalten, er fürchtete, daß es keine günstigen waren. Sobald er einen Augenblick mit ihr allein sein konnte, wollte er sie darum befragen.

„Was ist's mit Valerie?“ äußerte sich jetzt besorgt die Gräfin. „Das liebe Kind war heute so stumm, und jetzt erscheint sie ganz alterirt, ist ihr denn etwas zugefallen?“

„Ja“, sagte die Baronin, „ich habe es ganz deutlich gesehen, sie hatte schon vorhin einige Thränen in den Augen.“

„Sie hat kaum einige Bissen gegessen“, bemerkte Ewald mit einem Seufzer des Erbarmens, und einem an sich selbst gerichteten heimlichen Vorwurf. Er war es ja, nach seiner Meinung, welcher das arme Ding so leiden ließ.

Jetzt hielt es die Frau Hauptmann für schicklich, das-

jenige, das sie ihrerseits für den Grund dieser Thränen hielt, zu enthüllen, und selbst einige dazu zu weinen. Sie begann ihr Sacktuch auch sogleich in Bewegung zu setzen. „Es ist wohl ganz natürlich, daß Valerie traurig ist, ich bin es auch, ich besonders, wir haben heute eine Nachricht erhalten, die mich in eine Stimmung versetzte, — in eine Stimmung —“

„Die ihr zum Mindesten nicht den Appetit geraubt hat“, flüsterte Ewald Hans zu.

Die Frau Hauptmann legte ihr Taschentuch vor die Augen. „Wir haben allen Grund, bekümmert zu sein.“ Sie betupfte mit dem parfümirten Battist ihr Gesicht und schneuzte sich dann.

Der Hauptmann nahm nun das Wort und theilte den Anwesenden die Krankheit seiner Schwester mit und die Befürchtungen ihres Arztes. Er sagte, daß sie Valerie erzogen habe und zärtlich liebe, daß auch diese ihrer Tante sehr zugethan sei und da sie nun Valerie bei sich haben wolle, so könnten sie sich diesem Wunsche nicht entziehen.

„Natürlich nicht“, fiel Thekla ein. „Es ist nicht mehr als ihre Pflicht. Ach die gute Tante, sie hat sich stets so großmüthig gegen meine Valerie gezeigt. Schon vor einem Jahre hat sie ihrem Advokaten ihr Testament übergeben, worin sie meine Valerie als ihre Universal-erbin eingesetzt hat.“

Alle wußten dies Faktum schon seit langem, Frau Thekla hatte es ja oft genug den Wächtern unter die Nase gerieben, aber erst in diesem Augenblick, wo die Erfüllung so nahe war, schien es jenen Eindruck hervorzubringen, welchen die berechnende Mutter damit erzielen wollte.

Ein „Ach!“ und „So!“ der Befriedigung ließ sich

hören, und Ewald hing mit plötzlicher Interesse an den Lippen Frau von Tiefenbachs, deren Geschwätz ihm sonst so unerträglich war. In der sicheren Erwartung, daß sie noch einige genauere Details zum Besten geben werde. Aber Frau von Tiefenbach verbarg ihre Freude, welche sie in diesem Augenblick empfand, heuchlerisch hinter ihrem Taschentuch. Der General ließ sich aber durch dieses Manöver nicht täuschen, er stürzte auf den wichtigen Punkt los.

„Wieviel hat sie denn wohl zu erwarten, Ihre Valerie?“

Frau von Tiefenbach senkte die Fahne. „Wohl an hunderttausend Gulden, meine Valerie wird eine reiche Erbin.“ Sie warf einen triumphirenden Blick gegen Ewald hin.

Der General und seine Gattin gratulirten, indeß die Gräfin und Ewald die Augen der Terrasse zuwendeten, wo diejenige stand, die plötzlich Aller Aufmerksamkeit auf sich zog, und die, unbekümmert um das, was hier innen vorging, ihre Blicke über den stillen See hinübergleiteten ließ nach seinem äußersten Ende. Sie stand zwischen den blühenden Gewächsen, die hier aufgestellt waren. Der schlante Körper lehnte sich leicht über die Brüstung. Man konnte das Gesicht nicht sehen, aber das hübsche Köpfchen mit den dunkelblonden Locken war zur Seite geneigt, wie in erstem, träumerischen Sinnen. Die Sonne, die sich schon gegen die Waldberge niedersenkte, mußte bald hinter dem alten Schloß Hohenwang untergegangen sein. Jetzt sendete sie noch ihre letzten Strahlen herüber und sie übergossen die jugendliche Gestalt mit einer Fluth von Licht und Wärme.

(Fortsetzung folgt.)